

Keramische Studien in der Sammlung des Franzens-Museums.

Von Professor A. Rzehak.

Die folgenden Untersuchungen beziehen sich auf eine Reihe von Objecten, die in unserem Museum vorläufig noch unter den Alterthümern der vorgeschichtlichen Zeit ein wenig passendes Unterkommen gefunden haben. Wenig passend in zweifacher Hinsicht, denn einmal ist der für diese Sammlung bestimmte Raum durchaus unzureichend, so dass von einer übersichtlichen Aufstellung keine Rede sein kann, und zweitens passt der weitaus größte Theil von keramischen Objecten, die hier besprochen werden sollen, deshalb nicht unter die vorgeschichtlichen Alterthümer, weil sich für dieselben ein Alter von wenigen Jahrhunderten nachweisen lässt. Einzelne von diesen Gegenständen sind zwar schon von Trapp als mittelalterlich bezeichnet worden, andere jedoch, die ganz gewiss über die letzten Jahrhunderte des Mittelalters nicht zurückreichen, gelten heute noch als „vorgeschichtlich aus christlicher Zeit“. Für eine kleine Gruppe von angeblich prähistorischen Thonwaren mährischer Provenienz glaube ich endlich mit Bestimmtheit annehmen zu dürfen, dass es rohe, der neuesten Zeit entstammende Falsificate sind.

Ich werde den zu behandelnden Stoff in folgende Gruppen gliedern:

- I. Frühgeschichtliche und mittelalterliche Urnen.
- II. Die sogenannten „Methbecher“ und „Loschitzer Becher“.
- III. Alte pharmaceutische Gefäße.
- IV. Moderne Nachbildungen vorgeschichtlicher Alterthümer.

I. Frühgeschichtliche und mittelalterliche Urnen.

Die Urne spielt bekanntlich unter den Thongefäßen der Vorzeit eine große Rolle und aus Mähren allein ließe sich eine außerordentlich formenreiche Reihe solcher Urnen aufstellen. Das Urnenfeld von Müglitz ist durch Baron Sackens Beschreibung sozusagen weltberühmt geworden, und welch' prächtige Stücke die zuerst von F. Fiala und mir (in den Verhandl. d. naturforsch. Vereines in Brünn, 1881, XX. Bd., p. 225; mit einer Tafel) beschriebene Nekropole von Obrzan geliefert hat, beweist die in unserem Museum befindliche „Collection Slowak“.

Aus der reichen Fülle der alterthümlichen Urnenformen will ich jedoch hier nur eine einzige herausgreifen, die sich bei uns in Mähren durch sehr lange Zeit, nämlich etwa von der Mitte des ersten christlichen Jahrtausends bis in das spätere Mittelalter hinein fast unverändert erhalten hat. Die Form dieser Urnen ist eine sehr einfache: es sind henkellose, ziemlich stark ausgebauchte Gefäße mit weiter Mündung, deren Rand gewöhnlich verdickt und umgeschlagen ist. Die größte Ausbauchung liegt ungefähr im ersten Drittel der Höhe unterhalb der Mündung. Die Mündung selbst besitzt, zwischen den äußeren Rändern gemessen, stets einen größeren Durchmesser als die Bodenfläche. Die Größenverhältnisse schwanken bei den älteren Formen nur unwesentlich; als durchschnittliche Höhe kann man 12 *cm* annehmen.

Urnen dieser Art sind im Franzens-Museum von verschiedenen Orten Mährens ziemlich zahlreich vertreten. Zu den ältesten Stücken dürften die in den Figuren 1 und 2 dargestellten Formen gehören. Nr. 1 soll aus der Umgebung von Mährisch-Trübau stammen; eine genauere Fundortsangabe konnte nicht ermittelt werden. Das Gefäß ist sehr roh aus grauem, kleine Glimmerblättchen enthaltendem Thon gearbeitet und nur schwach gebrannt. Die Oberfläche ist schlecht geglättet und mit sehr primitiven Ornamenten versehen. Die letzteren bestehen theils aus eingepressten, schräge Linien bildenden Punkten, theils aus horizontal verlaufenden, seichten Wellenfurchen. Die Höhe des Gefäßes beträgt 11, der obere Durchmesser an der Mündung 9 *cm*.

Das in Fig. 2 dargestellte Gefäß ist ebenfalls sehr roh aus grauem, sandigem Thon gearbeitet und nur sehr unvollkommen gebrannt. Der Rand ist etwas breiter als bei der früher beschriebenen Form und mit

einer unregelmäßig verlaufenden Reihe punktförmiger Eindrücke verziert. Weitere 8 Reihen solcher Eindrücke bedecken den größten Theil der Oberfläche des Gefäßes unterhalb der Einschnürung. Die Höhe dieser Urne beträgt 14·3, der Durchmesser oben 12 cm. Als Fundort ist der „Kosteler See“ angegeben.

Fig. 1.



Fig. 2.



Zur Herstellung dieser Gefäße scheint die Drehscheibe nur in sehr unvollkommener Weise in Anwendung gekommen zu sein, da die Profilierung, namentlich bei dem in Fig. 1 abgebildeten Gefäße, eine sehr ungleichmäßige ist. Bei minderwertigem Materiale können allerdings

Fig. 3.

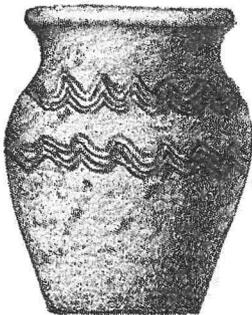
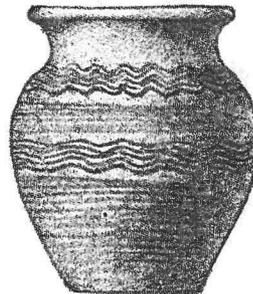


Fig. 4.



ähnliche Deformationen auch bei solchen Gefäßen eintreten, die sehr sorgfältig gedreht worden waren; es fehlen aber unseren beiden Urnen auch die charakteristischen, mehr oder minder horizontal verlaufenden feinen Streifen, die beim Formen der Gefäße auf der rotierenden Scheibe zu entstehen pflegen.

In den Fundstätten der Stein- und Bronzezeit fehlt diese Urnenform noch gänzlich; erst an solchen Orten, wo zahlreichere Gegenstände aus Eisen vorkommen, tritt dieselbe auf, in Culturschichten, deren Alter über die Mitte des ersten Jahrtausends nicht weit zurückreicht.

Die beiden in den nebenstehenden Figuren (3 und 4) dargestellten Urnen sind zwar auch noch recht roh, aber schon bedeutend vollkommener auf der Drehscheibe geformt und schwach gebrannt. In der Form und Größe entsprechen sie ziemlich genau den Gefäßen Fig. 1 und 2. Das Material ist bei Nr. 3 ein röthlichgrauer, bei Nr. 4 ein dunkelgrauer, sandiger Thon. Beide Urnen sind mit Wellenlinien verziert, die mittelst einer mehrzackigen, wahrscheinlich hölzernen Gabel eingeritzt sind. Die recht zierlich gestaltete Urne Nr. 4 ist überdies mit zahlreichen Horizontalstreifen bedeckt. Nr. 3 ist 13 *cm* hoch, an der Mündung 9·8 *cm* breit und stammt aus Tlumatschau. Gleichzeitig mit diesem Gefäße fanden sich eiserne Lanzenspitzen von der bekannten langelliptischen Form mit spitzconischer Schafthülse, ferner eine kleine, eiserne Axt. Derlei Lanzen und Äxte treten namentlich unter den Fundobjecten der zweiten Hälfte des ersten Jahrtausends der christlichen Zeitrechnung sehr häufig auf und wir dürfen demnach auch die Urne von Tlumatschau in diese Zeit setzen. Die Urne Nr. 4 ist 11 *cm* hoch und an der Mündung 10 *cm* breit; sie wurde bei Schlappanitz gefunden, und obzwar Näheres über die begleitenden Objecte nicht ermittelt werden konnte, wird man auch dieses Gefäß derselben Zeit zurechnen dürfen, wie die Urne von Tlumatschau. Zwar liegen neben der beschriebenen Schlappanitzer Urne in der Sammlung des Franzens-Museums noch verschiedene andere Thongefäße von demselben Fundorte, aber dieselben sind ganz gewiss viel älter und reichen zum Theile vielleicht bis in die neolithische Epoche zurück.

Ebenfalls den letzten Jahrhunderten des ersten Jahrtausends unserer Zeitrechnung angehörig ist auch noch eine Urne von Neu-Raussnitz, die ganz ähnlich ist der unter Nr. 3 beschriebenen.

Diese Urnen mit Wellenornament scheinen in Mähren ziemlich verbreitet zu sein. Sie finden sich auch in Böhmen und im Gebiete der Wenden, und zwar in den Culturschichten solcher Ansiedlungen, die etwa in die Mitte des ersten Jahrtausends und die nächsten 3—4 Jahrhunderte der christlichen Zeitrechnung gesetzt werden können. Es fallen

also die älteren Typen dieser Urnen oder „henkellosen Töpfe“, wie man sie auch genannt hat, wohl auch in Mähren ungefähr in die Zeit der slavischen Einwanderung, die Urnen mit Wellenliniendecor überhaupt in die ersten Jahrhunderte der sogenannten „slavischen Zeit“, die ja bei uns noch fort dauert.

Die beschriebene Urnenform hat sich jedoch in Mähren bis in eine sehr späte Zeit hinein erhalten. Die in Fig. 5 abgebildete, aus Altstadt stammende Urne stimmt in Form und Größe mit den in den Figuren 1 und 4 dargestellten Gefäßen ziemlich genau überein. Sie besteht aus röthlichgrauem Thon, ist jedoch viel vollkommener gedreht als die bisher besprochenen Formen und auch härter gebrannt. Die Decoration besteht aus einer einzelnen Wellenlinie mit schräg liegenden Wellen und mehreren seichten Horizontalreifen. Neben dieser Urne liegt

Fig. 5.



in der Sammlung des Franzens-Museums auch eine eiserne Lanzen spitze mit rippenloser Blattfläche und ein sehr roh gearbeitetes, mit einem Henkel versehenes Gefäß.

Dieser Altstädter Urne sehr ähnlich ist ein Gefäß, welches in Niemtschitz bei Kremsier gefunden wurde und sich derzeit in der Sammlung des czechischen Musealvereines in Olmütz befindet. (Abgebildet in der Zeitschrift des genannten Vereines, 1885, Nr. 8, p. 177.) Dieses Gefäß besitzt ebenfalls die Urnenform; es ist zwar etwas gedrungenere gestaltet und hat einen engeren Hals als die gewöhnlichen Urnen, aber die sonstigen Merkmale, die Technik und Decoration (horizontale Reifen und eine Wellenlinie) stimmen wesentlich überein. Diese Urne enthielt an 1500 ungarische Münzen des XI., eine ähnliche, auf

dem slavischen Burgwall von Gnichnitz in Preußisch-Schlesien ausgegrabene Urne Münzen des X. Jahrhunderts.

Auch aus den folgenden Jahrhunderten des Mittelalters sind uns derlei Urnen erhalten worden. Sie entsprechen in der Form und meist auch im Materiale den älteren Typen, sind jedoch viel vollkommener gedreht und zeigen fast niemals das Wellenornament. Hieher gehört eine verhältnismäßig große Anzahl Urnen, die sich in unserer prähistorischen Sammlung vorfinden und zumeist aus Brünn stammen. Außerdem sind in unserer Sammlung vertreten die Fundorte: Eibenschitz, Bisenz, Gr.-Pawlowitz (bei Auspitz) und Mähr.-Schönberg. Bei einigen Stücken ist die Provenienz nicht mehr zu ermitteln. Diese Urnen scheinen in Mähren sehr verbreitet zu sein, da sie an verschiedenen, weit von einander entfernten Orten, wie z. B. in Znaim, Kremsier, Olmütz etc. gefunden wurden. Die in Brünn im Jahre 1864 und später beim Baue des neuen Postgebäudes (1878) gefundenen, in unserer Sammlung aufbewahrten Stücke hat Custos M. Trapp für heidnische, aus nachchristlicher Zeit stammende Aschenurnen und die Fundstätten für „Cisternengräber“ erklärt (vgl. Mitth. der k. k. Centralcommission etc., 1878, p. XLV ff). Nach neueren, im Herbst 1896 gemachten Funden habe ich jedoch nachgewiesen, dass es sich hier keineswegs um Brandgräber handelt, und dass die Urnen trotz ihrer alterthümlichen Form dem späten Mittelalter angehören.¹ Zwei Gefäße von Žadlowitz, die sich im Olmützer Museum befinden, und die trotz ihrer etwas abweichenden Formen ohne Zweifel derselben Kategorie angehören wie unsere Brünnener Urnen, enthielten Münzen, die bis in das XV. Jahrhundert hineinreichen.

Die Brünnener Urnen, deren sich an der von mir ausgebeuteten Fundstätte (Elisabethstraße 10) allein etwa 40 Stück gefunden haben — die Mehrzahl derselben wurde bei den Grabungsarbeiten leider zerstört — sind fast alle aus dunkelgrauem, meist stark glimmerhaltigem Thon gearbeitet, ziemlich dünnwandig, gut gedreht und hart gebrannt. Die Verzierung besteht in der Regel aus einer größeren Anzahl horizontaler Reifen; nur in einem einzigen Falle beobachtete ich auf dem umgeschlagenen Mündungsrande eine sehr flache Wellenlinie. Eine sehr

¹ Eine ausführliche Beschreibung dieser Funde befindet sich zur Zeit unter der Presse; sie wird in der Zeitschrift des mähr.-schles. Geschichtsvereines erscheinen unter dem Titel: „Massenfunde alterthümlicher Gefäße in Brünn.“

spitzwinklig und unregelmäßig verlaufende, tief eingeritzte Wellenlinie findet sich auf den Bruchstücken einer verhältnismäßig großen Urne, die in Gr.-Pawlowitz (bei Auspitz) gefunden wurde. Im Materiale und in der Technik stimmt diese Urne mit den Brännern genau überein. Die Beimengung der Glimmerblättchen zum Töpferthon halte ich für absichtlich, da sich in der Sammlung des Franzens-Museums auch mittelalterliche Ofenkacheln vorfinden, die, theils aus dunkelgrauem, theils aus röthlichem Thon gearbeitet, an der Oberfläche mit einer Lage von silberglänzendem Glimmer bedeckt sind. Auch an prähistorischen Gefäßen wurde absichtlich aufgetragener zerstoßener Glimmer wiederholt beobachtet. In vielen Fällen, wie z. B. bei den erwähnten Kacheln, handelt es sich bloß um eine Decoration; im allgemeinen dürfte aber der Zusatz von Glimmer zum Thon einen besseren Zusammenhang der Thontheilchen bezweckt haben. Bei manchen Sorten von Thon mag dieser Zusatz vielleicht unzweckmäßig befunden worden sein, da er nicht bei allen Gefäßen vorkommt. Bei dem modernen, sogenannten „Eibenschitzer Geschirr“ finden wir auch noch häufig deutliche Glimmerblättchen in der dunkelgrauen Thonmasse verstreut.

Nur in seltenen Fällen erscheinen unsere Urnen aus rothem oder weißem Thon gearbeitet. Eine rothe Urne dieser Art, von der Thal-gasse stammend, besitzt die Sammlung des czechischen Musealvereines in Brünn. Zwei Urnen aus weißem Thon befinden sich in der Sammlung des Franzens-Museums. Die eine, in Nr. 6 dargestellt, ist 13 *cm* hoch und an der Mündung 8·5 *cm* breit; sie besteht aus röthlichweißem, ziemlich grobsandigem und glimmerfreiem Thon, ist klingend hart gebrannt und mit breiten, seichten Horizontalfurchen verziert. Die zweite ist eine sehr zierlich aus feinerem, weißem Thon gedrehte Miniatur-Urne, deren Höhe bloß 5·5 *cm* beträgt. Auch sie sieht, wie die erst-erwähnte, fast steingutartig aus, doch lässt sich das Material mit dem Messer leicht ritzen. Beide Stücke stammen von Mähr.-Schönberg und fand sich mit ihnen auch eine kleine, glatte, nur mit einer einzigen Horizontalfurche gezierte Urne, die durch ihren Henkel schon den Übergang zu den gewöhnlichen Töpfen bildet. Derlei Stücke, die noch die alterthümliche Urnenform besitzen, aber bereits gehenkelt sind, fanden sich vereinzelt auch in Brünn unter den spätmittelalterlichen Gefäßen.

Den Typus dieser gewöhnlichen Urnen der späteren Zeit reprä-

sentiert Fig. 7. Es ist dies eine aus Bisenz (Stary hrad) stammende Urne von 16 cm Höhe und 13 cm Durchmesser (an der Mündung). Das Material ist dunkelgrauer Thon ohne Glimmerblättchen, die Form und Technik entsprechen durchaus den Brünner Urnen. Der Inhalt des abgebildeten Gefäßes besteht aus feinem, thonigem Sand mit Holzkohlenstückchen und Fragmenten anderer Gefäße. Asche ist nicht vorhanden, ich konnte aber auch keine Knochenreste und keine Samenkörner, die in den Brünner Urnen eine so große Rolle spielen, in dem Inhalte des Bisenzer Gefäßes entdecken.

Zu diesen Urnen gehören auch thönerne Deckel, die ebenfalls ab und zu, an einzelnen Orten, wie z. B. in Kremsier, sogar in großer Anzahl, gefunden wurden. Diese Deckel scheinen früher aufgegeben

Fig. 6.

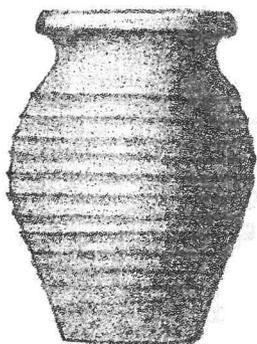


Fig. 7.



worden zu sein als die Urnen, da der reiche Fund vom Jahre 1896 (Elisabethstraße 10) neben vielen ganzen Urnen nur seltene Bruchstücke von Deckeln ergab.

Dass unsere Brünner Urnen nicht, wie M. Trapp seinerzeit angenommen hatte, der vorgeschichtlich-christlichen Zeit, sondern dem späteren Mittelalter angehören, habe ich vornehmlich aus dem ziemlich häufigen Mitvorkommen von gut glasierten Gefäßen, sowie von technisch hochentwickelten Glasresten, die ich an einem anderen Orte¹ beschreiben werde, geschlossen. Einer von diesen Resten, nämlich der Fuß eines cylindrischen Glaspokals mittelalterlicher Façon, stammt von

¹ A. Rzehak: „Beiträge zur Geschichte des Glases in Mähren“; Mitteil. d. mähr. Gewerbe-Museums, Brünn 1897.

den im Jahre 1864 gelegentlich der Regulierung der Elisabethstraße gemachten Funden und befindet sich in der Sammlung des Franzens-Museums als der einzige Repräsentant mittelalterlichen Glases.

Nach rückwärts ist das Auftreten der hier beschriebenen Urnenformen ziemlich genau bestimmt; die ältesten derselben gehören offenbar einer Zeit an, die zwar für unser Gebiet noch in die Vorgeschichte fällt, aus anderen Ländern aber bereits durch historische Zeugnisse ziemlich genau bekannt ist, nämlich der nachrömischen Epoche. Da diese Urnenformen in der Entwicklungsreihe der bei uns aufgefundenen keramischen Erzeugnisse ganz unvermittelt auftreten und sich aus den älteren Aschenurnen ungezwungen nicht ableiten lassen, so ist wohl der Schluss gerechtfertigt, dass sie einem in unser bis dahin von germanischen Stämmen bewohntes Land neu eingewanderten Volke angehören. Da ferner derartige henkellose, also urnenförmige Gefäße heute noch vielen slavischen Volksstämmen, namentlich im Osten Europas, eigentümlich sind, so darf man weiterhin annehmen, dass auch unsere alten, mit Wellenlinien verzierten Urnen einem slavischen Volke angehört haben, welches wahrscheinlich zur Zeit der großen Völkerbewegung um die Mitte des ersten Jahrtausends unserer Zeitrechnung Mähren, Böhmen, die Lausitz und andere Gebiete besetzte. Diese Annahme ist so einfach und den thatsächlichen Verhältnissen so entsprechend, dass sie schon vor langer Zeit von mehreren, auch slavischen Forschern ausgesprochen wurde. Einzelne neuere Forscher haben zwar den Nachweis zu führen versucht, dass die westlichen Slaven in ihren jetzigen Wohnstätten seit urdenklichen Zeiten heimisch sind, es ist jedoch keinem einzigen von ihnen gelungen, diesen Nachweis vollkommen einwandfrei zu erbringen.¹ Speciell die Keramik, die namentlich von dem Nestor der mährischen Archäologen, Dr. Heinrich Wankel, in seinem „Beitrag zur Geschichte der Slaven“ (Olmütz 1885, fürst-erzbischöfl. Druckerei, Selbstverlag des Verfassers) als ein Beweismittel für das hohe Alter der autochthonen slavischen Cultur ins Treffen geführt wurde, spricht ganz entschieden für die ältere Ansicht.

Bei den östlichen Slaven haben sich henkellose, urnenartige Thongefäße, wie bereits bemerkt, bis heute erhalten; bei den slavischen

¹ Auch die neuesten, diesbezüglichen Bemühungen L. Niederles haben sich als vergeblich erwiesen.

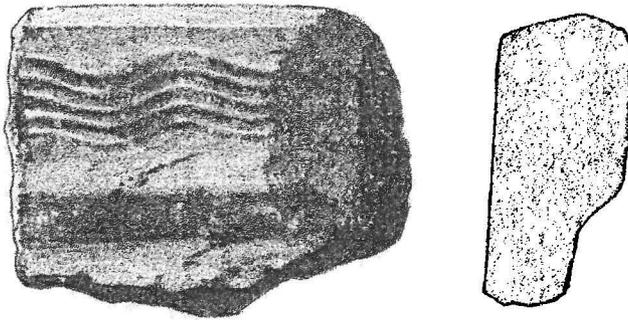
Bewohnern von Böhmen und Mähren sind sie schon lange außer Gebrauch gekommen. Im späteren Mittelalter treten sie hier noch, wie wir gesehen haben, ziemlich häufig auf, aus der neueren Zeit jedoch sind sie nicht mehr bekannt. Schon im Mittelalter gab es neben den henkellosen Urnen auch genug gehenkelte Gefäße, vorwiegend zwar Krüge, aber auch Töpfe, die zunächst noch die Urnenform besaßen, später aber sich in ihrer Gestalt mehr an die gewöhnlichen, jetzt noch gebräuchlichen Formen anschlossen. Die Verwendung henkelloser Kochgefäße, die mittelst einer eigenen Zange in das offene Feuer gesetzt und wieder aus demselben gehoben werden, entspricht einer tieferen Culturstufe als die Anwendung geschlossener Feuerstätten und gehenkelter Töpfe, und dass die letzteren bei den westlichen Slaven schon lange im Gebrauche sind, während die östlichen Slaven noch immer die alterthümlichen Urnentöpfe verwenden, ist eine Thatsache, die sich aus der langdauernden Berührung der Westslaven mit culturell höher stehenden Volksstämmen sehr leicht erklärt. Das von den meisten Archäologen als slavisch angenommene, jedoch bei allen Völkern und in allen Culturepochen auftretende Wellenornament ist schon in der zweiten Hälfte des Mittelalters von unseren Urnen fast ganz verschwunden.

Wir dürfen nach dem hier Mitgetheilten behaupten, dass sich bei uns eine eigenthümliche Kategorie von Gefäßen durch ungefähr ein Jahrtausend fast unverändert erhalten hat. Leider ist über den Inhalt der älteren Formen unserer Urnen nichts Näheres bekannt geworden; nach analogen Funden in Böhmen und in der Lausitz darf man jedoch annehmen, dass diese Gefäße ursprünglich mit dem Todtencultus in Zusammenhang gestanden sind. Auch die späteren, dem Mittelalter angehörigen Urnen dienten offenbar einem besonderen, zur Zeit noch nicht völlig aufgeklärten Zwecke. Aschenurnen waren sie jedoch in der späteren Zeit ganz gewiss nicht und ich halte sie, trotzdem viele slavische Völkerstämme heute noch henkellose Töpfe besitzen, auch nicht für gewöhnliche Gebrauchsgefäße.¹ Sie dürften zu einem uralten Aberglauben in Beziehung gestanden sein und sind mit dem Erlöschen dieses Aberglaubens verschwunden; wenigstens findet sich auch in den älteren Jahrhunderten der neueren Zeit von derlei Urnen

¹ Die Gründe für diese Ansicht werden meiner Abhandlung über „Massenfunde etc.“ loc. cit. zu entnehmen sein.

keine Spur mehr; ihre Vertreter scheinen, zum Theile wenigstens, die sogenannten „Methbecher“ zu sein, die weiter unten näher besprochen werden sollen. Hier soll nur noch darauf hingewiesen werden, dass sich nicht nur die beschriebenen Urnen, sondern auch noch andere alterthümliche Gefäße bei uns bis in eine relativ sehr späte Zeit erhalten haben. Ich meine jene großen, dickwandigen Thongefäße, die so oft schon mit den antiken Pithoi verglichen wurden und von denen einzelne Scherben nicht selten gefunden werden. So oft aber derlei Reste in die Hände der Archäologen kommen, pflegt die Altersbestimmung fast immer auf die ersten Jahrhunderte der slavischen Zeit zu lauten. Diese Bestimmung gründet sich gewöhnlich auf die reichliche Beimengung von Graphit zu dem Materiale dieser Gefäße und auf das Vorkommen der Wellenlinie als Decorationsmotiv. In der That

Fig. 8.



kommen derlei Gefäßscherben schon in den ältesten slavischen Ansiedlungen in Böhmen, in der Lausitz, in Schlesien und in Mähren vor. Das nebenstehend abgebildete Bruchstück, das sich in gar nichts von analogen, vorgeschichtlichen Scherben unterscheidet, fand ich selbst in der die oben beschriebenen spätmittelalterlichen Urnen und Glasreste enthaltenden Schichte, so dass an dem relativ geringen Alter dieses Stückes nicht gezweifelt werden kann. Die Graphitbeimengung ist hier so stark, dass man mit dem Scherben auf Papier sehr gut schreiben kann. Ähnliche, mit Wellenlinien gezierte, jedoch graphitfreie Gefäßscherben, die vor Jahren in Kremsier gefunden wurden, hat Professor H. Struschka ebenfalls als „mittelalterlich“ bezeichnet. (Programm des k. k. deutschen Gymnasiums in Kremsier, 1884, Tafel I,

Fig. 17, p. 23.) Es mögen aber auch viele von den dicken, graphitreichen Gefäßscherben, die an verschiedenen Orten Mährens gefunden wurden, ebenso dem Mittelalter angehören, wie dies für das abgebildete Brünner Gefäßfragment nachgewiesen wurde. Virchow hat zwar einerseits Recht, wenn er sagt (vgl. Verhandl. der Berliner Gesellschaft für Anthropologie etc., 1882, p. 489), dass die Gefäße der in Rede stehenden Kategorie nicht weit hinter das X. Jahrhundert zurückreichen; man hat aber anderseits auch zu beachten, dass sich dieselben bis in das späte Mittelalter hinein erhalten haben und bei der Bestimmung einzelner isoliert vorkommenden Fragmente mit der größten Vorsicht zu verfahren.

II. Die sogenannten „Methbecher“ und „Loschitzer Becher“.

Bei Abtragungen oder Reconstructions von sehr alten Brünner Häusern werden häufig wohlerhaltene Gefäße gefunden, die meist zu mehreren und manchmal in bedeutender Anzahl im Boden liegen. Auch die früher beschriebenen mittelalterlichen Urnen finden sich meist unverletzt in mehr oder weniger beträchtlicher Tiefe im Erdboden vor, so dass in beiden Fällen keineswegs an zufällig verloren gegangene oder als unbrauchbar geworfene Gefäße gedacht werden kann. Es handelt sich hier vielmehr gewiss um Gefäße, die absichtlich und zu einem ganz bestimmten Zwecke dem Erdboden übergeben wurden und dass irgend ein abergläubischer Gebrauch dabei die Hauptrolle spielt, dürfte wohl kaum zweifelhaft sein. Das Einmauern oder Begraben von Gefäßen wurde in früheren Zeiten als ein gewisse, dem Menschen und seinen Werken feindliche Mächte besänftigendes Mittel vielfach in Anwendung gebracht und soll nach Nehring (Verhandl. der Berliner Gesellschaft für Anthropologie etc., 1885, p. 504) im Braunschweigischen heute noch üblich sein.

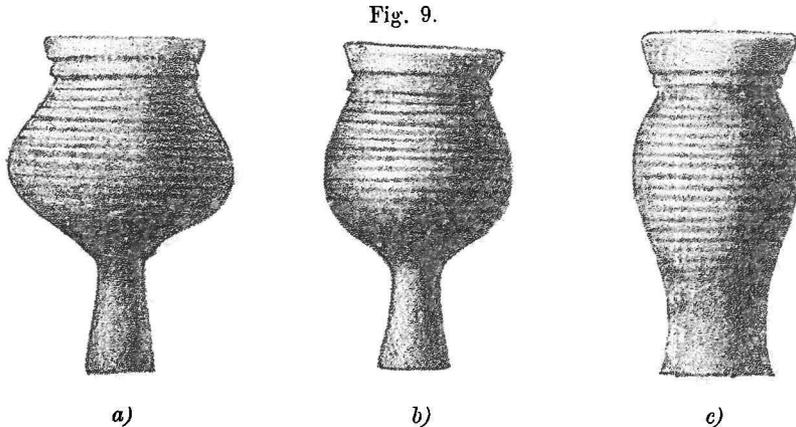
Im Weichbilde der Stadt Brünn wurden die als „Methbecher“ bezeichneten Gefäße an sehr vielen Stellen gefunden; schon Cerroni erwähnt dieselben und setzt sie an das Ende des XVII. oder den Anfang des XVIII. Jahrhunderts. Ausführlicher beschrieben wurden sie von M. Trapp (in den „Mittheil. der k. k. Centralcommission etc.“, XX. Jahrgang, 1894, p. 113 ff), der sie für Brünner Erzeugnisse hält und dem

Mittelalter zuweist. In den letzten Jahren fand man derlei Gefäße bei Neu- und Umbauten an folgenden Stellen: Johannesgasse 6—8 (Sparcassagebäude), Rennergasse 15, Rennergasse 7, Ferdinandsgasse 6, Ferdinandsgasse 23, Thal-gasse 8, Bäckergasse 60—62. So mancher Fund wird nicht bekannt geworden sein, da die Arbeiter das Interesse, welches man solchen Gegenständen entgegenbringt, bereits für den eigenen Vortheil zu verwerten suchen. Außerhalb der Stadt Brünn scheinen die „Methbecher“ bisher nur in Auspitz (Belegstücke in der Sammlung des Franzens-Museums) und in Kremsier gefunden worden zu sein. Von dem letztgenannten Orte habe ich zwar keine Belege zur Hand, aber H. Struschka erwähnt (loc. cit. p. 18) ein in Kremsier gefundenes „wohlerhaltenes thönernes Trinkgeschirr von 16 cm Höhe“, welches an der ganzen Oberfläche mit „Querleisten“ versehen war. Da das Gefäß nicht näher beschrieben wurde, so ist es wohl auch möglich, dass es sich hier, wie auch der Autor selbst meint, um den „Loschitzer Bechern“ analoge Gefäße handelt.

Im Material und in der Ausführung zeigen alle die hierher gehörigen Gefäße eine wesentliche Übereinstimmung; sie sind aus feinem, dunkelgrauem Thon auf der Drehscheibe sehr sorgfältig gearbeitet und hart gebrannt. Der Boden wurde von der Scheibe durch einen Schnitt, anscheinend mit einem dünnen Holzmesser, abgelöst. Die Oberfläche ist stets mit einer größeren Anzahl eng aneinander schließender Horizontalreifen bedeckt; außerdem zeigen viele Gefäße zarte, schräg verlaufende, parallele Striche, die sich beim Formen des meist sehr feinkörnigen Thones von selbst gebildet haben. Glimmerblättchen sind auf den mir bekannt gewordenen Gefäßen nicht zu sehen. Im Innern ist die Thonmasse gelblichgrau, mitunter aber auch roth. Die glänzende, dunkelgraue Oberfläche scheint durch einen eingebrannten Graphitüberzug hervorgebracht zu sein. Bei einzelnen Gefäßen ist die Masse fast so hart wie Steingut.

Was nun die Form anbelangt, so ist dieselbe eine ziemlich mannigfaltige, indem der Haupttheil des Gefäßes bald mehr, bald weniger ausgebaucht ist. Den eigenthümlichen Charakter bedingt der Fuß, der verhältnismäßig schlank und von dem bauchigen Theile mehr oder weniger scharf abgesetzt erscheint. Die bauchigeren Gefäße mit dünnem, scharf abgesetztem Fuße (vgl. die nachstehende Fig. 9 a, b)

erinnern mitunter sehr lebhaft an die oben beschriebenen mittelalterlichen Urnen. Durch Breiterwerden des Fußes (Fig. 9 c) nehmen die Gefäße nach und nach die Form schlanker Becher an, die wieder an manche Henkelkrüge erinnern, wie sie mit den erwähnten Urnen zusammen vorzukommen pflegen, anderseits aber auch zu den weiter unten beschriebenen „Loschitzer Bechern“ hinüberführen. In der Größe weichen die Methbecher untereinander nicht wesentlich ab; als durchschnittliche Höhe kann man 16 cm, als Durchmesser der Mündung (bis zum Außenrande gemessen) etwa 9 cm annehmen. Die schlankeren Formen sind gewöhnlich auch größer.



Die Ähnlichkeit der „Methbecher“ mit sicher mittelalterlichen Gefäßen ist unbestreitbar; auffallend ist aber die Thatsache, dass dieselben niemals mit den früher beschriebenen Urnen zusammen vorkommen. Nur von einer einzigen Fundstätte, nämlich aus der Rennergasse 15, liegen in unserer Museumssammlung neben Urnen, Krügen und viereckigen, spucknapfähnlichen Thonschalen auch mehrere Methbecher; da eine wissenschaftliche Untersuchung der Fundstätte jedoch nicht vorgenommen wurde, so bleibt es zweifelhaft, ob beide Arten von Gefäßen wirklich in einer und derselben, ungestörten Erdschichte eingebettet waren. Auf der von mir eingehend untersuchten Fundstätte Elisabethstraße 10 fand sich unter den zahlreichen Gefäßen und Gefäßfragmenten auch nicht eines, welches auf die in Rede stehenden Becher bezogen werden könnte.

Leider hat man bei der Auffindung dieser Gefäße nicht immer den Inhalt derselben beachtet. Dass sie nicht immer leer in die Erde gelegt wurden, beweist die Untersuchung des Inhaltes eines solchen Gefäßes durch F. Fiala (vgl. M. Trapp, Funde becherartiger Gefäße etc. I. c.). Der Genannte fand darin Asche, ungebrannte Knochensplitter, Haselkörner und verschiedene Samenkapseln, es kann also von einer zufälligen, nachträglichen Ausfüllung des Gefäßes keine Rede sein. Dagegen erinnert der erwähnte Inhalt sehr lebhaft an die Ausfüllungsmassen der zahlreichen, von mir untersuchten mittelalterlichen Urnen und Krüge. Auch diese enthalten neben viel humificierter pflanzlicher Substanz einzelne ungebrannte Thierknochen (meist von kleinen Thieren herkommend) und verschiedenartige Samenkörner. Nicht selten fanden sich in den von mir untersuchten Gefäßen auch vereinzelt Fischechuppen, und ich war sehr überrascht, an der Oberfläche eines „Methbechers“ unserer Sammlung (von dem Funde im Sparcassagebäude herrührend) Bruchstücke ganz derselben Art von Schuppen zu finden. Sie sind glänzend, von brauner Farbe und kleben so fest an dem Gefäße, dass sie durch einfaches Waschen gar nicht entfernt werden können. Bemerkenswert ist auch die Auffindung eines ganz unverletzten Hühnerceies beim Umbau des Hauses Rennergasse 7; es lag neben Methbechern (wahrscheinlich in einem solchen) und sehr interessanten Glasresten tief unter der Erde. Wie bei den Samenkörnern, kann man auch hier wohl kaum von einem blinden Zufall sprechen. Asche beobachtete ich niemals, aber das Vorkommen ungebrannter Knochen in den von Fiala untersuchten Gefäßen scheint ja auch anzudeuten, dass die „Asche“ vielleicht nur eine aschenähnliche Masse war, wie sie auch in manchen der von mir untersuchten Gefäße vorgekommen ist.

Die eben angeführte Thatsache macht die einstige Bestimmung der „Methbecher“ einigermassen räthselhaft. Wenn es bloß einfache, gewöhnliche Trinkgefäße waren, dann lag kein Grund vor, sie mit Dingen anzufüllen, deren absichtliche Zusammenstellung augenscheinlich ist. Aber auch das Vorkommen durchaus unbeschädigter Gefäße dieser Art in der Erde deutet darauf hin, dass es sich hier wohl kaum um ganz gewöhnliche Trinkbecher handeln kann. Sie finden sich ja oft in ziemlich ansehnlicher Tiefe und meist in größerer Anzahl. Unter einem alten Thurme des Bischofshofes (Franzens-Museum) fand man

ihrer im Jahre 1883 nach Trapp (loc. cit. p. 114) an 50 Stück ordnungslos in eine „fettartige Lehm Masse“ eingebettet. In ganz ähnlicher Weise waren die von mir ausgegrabenen Gefäße in einem von dem umgebenden Löß sich wesentlich unterscheidenden Erdreich sozusagen begraben und es unterliegt für mich keinem Zweifel, dass es sich bei allen Funden dieser Art, sowohl bei den früher beschriebenen Urnen als auch bei den Methbechern um Gefäße handelt, die einem wahrscheinlich schon in der Urzeit wurzelnden Gebrauche gemäß in die Erde versenkt wurden. Die Urnen sind als Kochgefäße ebenso unpraktisch wie die „Methbecher“ als Trinkgefäße; die letzteren lassen sich zwar sehr bequem anfassen, aber gerade bei den Formen mit schlankem Fuß ist infolge der kleinen Bodenfläche die Stabilität eine so geringe, dass ein Umstürzen des gefüllten Bechers nur zu leicht möglich ist. Dazu kommt noch der Umstand, dass der Fuß dieser Becher stets hohl und die Höhlung oft so eng ist, dass von einer gründlichen Reinigung des Gefäßes keine Rede sein kann. Es mussten immer ansehnliche Mengen von Flüssigkeit in der Fußhöhle zurückbleiben, und wenn auch das Mittelalter keine Bakterien kannte, so musste doch der durch Zersetzung der Getränke Reste notwendigerweise entstehende üble Geruch wenigstens dazu geführt haben, bei derlei Trinkgefäßen den Fuß massiv zu machen, wodurch der erwähnte Übelstand behoben und die Stabilität des Gefäßes wesentlich erhöht worden wäre.

Noch etwas kommt bei der Erwägung dieser Frage in Betracht. Schon bei den Urnen und Krügen ist es mir aufgefallen, dass dieselben gar keine Gebrauchsspuren zeigen. Es gibt zwar zerbrochene Gefäße, aber alle die, die vollständig erhalten sind, sehen oft so frisch aus, als wären sie niemals benützt worden. Dasselbe gilt für die „Methbecher“, von denen manche in der That so aussehen, als wären sie eben aus der Töpferwerkstätte gekommen. Die Bodenfläche ist in der Regel seicht concav, so dass der untere Rand des Fußes sehr scharf und infolge dessen auch sehr leicht zerbrechlich ist; trotzdem findet man, dass bei den meisten Gefäßen von diesem Rande nur sehr wenig abgesplittert ist und dass die parallelen Furchen, die auf der Bodenfläche sichtbar und, wie bereits bemerkt, offenbar bei dem Abnehmen des Gefäßes von der Töpferscheibe entstanden sind, so deutlich und scharf ausgeprägt erscheinen, wie das bei längerer Benützung unmög-

lich der Fall sein könnte. Es scheint demnach, dass diese Gefäße nur für den einmaligen Gebrauch verfertigt worden sind; vielleicht gab es eine Art von Libationen, die noch im späteren Mittelalter bei Neubauten üblich waren, wobei die von den Theilnehmern der Festlichkeit benutzten Gefäße mit Erde und Speiseresten gefüllt, in den Boden eingelegt und mit Lehm überdeckt wurden. Bei größeren Bauwerken gab es gewiss eine größere Anzahl von Festtheilnehmern und wir finden daher im Untergrunde solcher Gebäude, wie bei uns z. B. im Bischofshofe und der ehemaligen städtischen Taverne, auch größere Mengen von Bechern. Das ausschließliche Vorkommen dieser Becher im Weichbilde der Stadt, im Untergrunde sehr alter Häuser, scheint für die Richtigkeit dieser Annahme zu sprechen, die auch durch die

Fig. 10.



Fig. 11.



schon bei den Urnen erwähnte, ehemals sehr verbreitete und den Culturhistorikern längst bekannte Sitte des Topfingrabens eine wesentliche Stütze erhält.

Wenn wir uns nun zu den sogenannten „Loschitzer Bechern“ wenden, so fällt uns an dem in Fig. 10 dargestellten Gefäße sofort die fast genaue Übereinstimmung der Form desselben mit der des Methbechers Fig. 9 c auf. Diese Grundform ist allen Loschitzer Bechern eigenthümlich; stark ausgebauchte Formen mit verengtem Fuß kommen nicht vor, dagegen treten nicht selten unterhalb der Mündung 6—10 kranzförmig angeordnete, kleine Henkel auf, wie dies in Fig. 11 zu sehen ist. Das Materiale ist ein röthlichgrauer bis aschgrauer Thon, der so hart gebrannt ist, dass man hier thatsächlich von Steingut

sprechen kann. Die Oberfläche der Gefäße ist meist hell röthlichbraun, leicht glasiert, aber mit zahlreichen Blasen und Rauigkeiten versehen, die offenbar während des Brennens entstanden sind. Einzelne Gefäße sind deformiert oder während des Brennens geborsten. Die Höhe beträgt bei dem in Fig. 10 dargestellten Becher 21 cm, das kleinste Exemplar unserer Sammlung ist 16 cm hoch. Die Loschitzer Becher werden in verschiedenen Schriften erwähnt, es herrscht jedoch über dieselben eine merkwürdige Unklarheit. Selbst über den Fundort derselben herrscht keine vollständige Übereinstimmung, indem Professor A. Makowsky in den „Verhandlungen des naturforschenden Vereins“ in Brünn, XXII. Bd., 1883 (Sitzungsberichte p. 32) nachzuweisen suchte, dass diese Gefäße nicht aus Loschitz bei Müglitz, sondern aus Mähr.-Ostrau herkommen. Diese Ansicht scheint jedoch auf einem Irrthume zu beruhen, denn alle sonstigen Fundortsangaben lauten auf Loschitz (nur Trapp nennt auch noch Mähr.-Trübau, jedoch ohne Beleg) und speciell Dr. H. Wankel zählt (in seinem oben citierten „Beitrag etc.“, p. 44 ff.) von Loschitz eine ganze Reihe von ihm selbst untersuchter Culturschichten auf, von denen die jüngeren die in Rede stehenden Becher enthielten. In Loschitz wurden schon in der Urzeit Thongefäße gefertigt und heute noch gibt es daselbst nach Wankel (l. c. p. 45) zahlreiche Töpfer. Dieser Ort war auch nach der Ansicht des eben genannten Forschers (l. c. p. 47) der Centralpunkt für die Verfertigung der Becher, die „als Export auf die Ritterschlösser gesandt wurden, wo sie bei den Trinkgelagen der Ritter eine Rolle gespielt haben mögen“. Es sollen nämlich Scherben solcher Becher auf den mährischen Ritterburgen des Mittelalters „überaus häufig“ vorkommen, eine Behauptung Wankels, die sich leider durch greifbare Beweismittel nicht gerade leicht stützen lässt, denn was ich in unseren Brünner Sammlungen von Thonwaren dieser Art gesehen habe, stammt alles bloß aus Loschitz. H. Struschka erwähnt (loc. cit. p. 18), dass den Loschitzer Bechern entsprechende Gefäße „an Orten, wo Taboriten gelegen sind“, nicht selten gefunden und dass sie im Volksmunde als „Žižkabecher“ bezeichnet werden. Diese Angabe scheint der Wankel'schen zu widersprechen, denn die einstigen Taboritenlager decken sich nicht mit den Stätten, an denen im Mittelalter Burgen standen und die mittelalterlichen Ritter sind auch nicht identisch mit den Kriegsknechten Žižkas. Wenn unsere

Becher thatsächlich in irgend einer Beziehung zu den Taboriten stünden, dann müssten sie ja wohl zunächst in Böhmen gefunden worden sein, was jedoch meines Wissens nicht der Fall ist. Es scheinen die Loschitzer Becher überhaupt außerhalb Mährens so gut wie gar nicht vorzukommen; nur ein einziges Gefäß dieser Art wird aus Krems in Nied.-Österreich (siehe: Mittheil. d. k. k. Centralcommission etc., XX. Bd., 1894, p. 118)¹ erwähnt. Zum Unterschiede von den mährischen Gefäßen ist das von Krems mit Strichornamenten verziert, sonst stimmt es aber vollständig mit den ersteren überein.

Wankel spricht auch (loc. cit. p. 48) von einem derartigen Gefäße mit „Silberfassung am Halse und am Boden, auf welchem ein deutscher Spruch eingraviert ist“; dieses Gefäß soll sich in der „Sammlung zu Hamburg“ befinden. Da es mich interessierte, über die Provenienz desselben etwas Näheres zu erfahren, habe ich mich an Herrn Director Justus Brinckmann in Hamburg mit der Bitte um diesbezügliche Mittheilungen gewendet. Der genannte Herr, dem ich hiemit für seine Bereitwilligkeit danke, schreibt mir darüber u. a.: „Herr Wankel hat jedenfalls falsch citiert. Im Hamburgischen Museum für Kunst und Gewerbe befindet sich kein solches Gefäß, ebensowenig in der Sammlung hamburgischer Alterthümer und im Prähistorischen Museum; überhaupt ist kein Stück hier, das zu einer Verwechslung Anlass gegeben haben könnte.“ In einer Mittheilung des ersten Finders der Loschitzer Becher, des Baumeisters C. Hladisch (im „Časopis“ des Olmützer Musealvereins, 1885, p. 186) wird es ebenfalls ganz ausdrücklich bemerkt, dass Dr. H. Wankel den Loschitzer Bechern ähnliche Gefäße in je einem Exemplar in Hamburg und in Kiel, ähnliche Scherben auch im städtischen Museum zu München gesehen habe. In Kiel ist, nach einer freundlichen Mittheilung des Herrn Directors Mestorf, von derlei Gefäßen ebensowenig etwas vorhanden wie in Hamburg. Es wäre jedoch Unrecht, wenn man annehmen wollte, Wankel hätte sich bei der von ihm gemachten Angabe von seiner Phantasie hinreißen lassen. Er wird gewiss irgendwo ein derartiges Gefäß gesehen, und da er sehr viele Museen aus eigener Anschauung kannte, die Stadt Hamburg wahrscheinlich nur irrtümlich genannt haben.

¹ In dieser Notiz wird auch von den mährischen Bechern gesprochen, wobei es irrtümlich „Luschnitz“ statt „Loschitz“ heißt.

In den Ansichten über die ursprüngliche Bestimmung der Loschitzer Becher herrscht ebenfalls keine vollständige Übereinstimmung. Die wenigen Forscher, die sich in dieser Frage überhaupt ausgesprochen haben, nahmen an, dass es sich um Trinkgefäße gehandelt habe. Größe und Form, sowie die Undurchlässigkeit sprechen entschieden dafür, die Rauheit der Oberfläche, die zahlreichen und oft großen Blasen, die sich auch auf der Bodenfläche vorfinden, machen es jedoch ziemlich unwahrscheinlich, dass die Gefäße in dem Zustande, in welchem sie in Loschitz gefunden wurden, als Trinkgefäße verwendbar waren. Die Blasen sind keineswegs als Schmuck, wie Trapp (*loc. cit.* p. LXII) meint, sondern als Fehler zu bezeichnen und der genannte Forscher hat wohl Recht, wenn er meint, dass die in Loschitz gefundenen Becher als unbrauchbar weggeworfene Gefäße sind. Man findet in der That kaum einen Becher, der außer den hässlichen, braunen Pusteln nicht auch noch andere Fehler hätte. Sehr oft ist die Mündung deformiert und ab und zu bemerkt man in den Wandungen des Gefäßes Risse, die nur während des Brennens entstanden sein können.

Die Rohheit der Ausführung, sowie die Thatsache, dass bei vielen Gefäßen außen und innen, und zwar auf den Gegenseiten, fest anhaftende Schlammkrusten zu beobachten sind, haben Prof. A. Makowsky veranlasst, die Loschitzer Becher für Schöpfgefäße zu erklären, die nach Art der „Noria“ an großen Rädern befestigt waren (*loc. cit.* p. 33). Gegen diese Erklärung spricht wohl in erster Linie die Form, die zur Befestigung des Gefäßes auf einem hölzernen Rade nicht sehr geeignet ist, ferner die verhältnismäßig geringe Größe und auch die Mannigfaltigkeit der Gefäße. Wären sie wirklich zu einem derartigen Zwecke bestimmt gewesen, dann hätte man sie wohl in nahezu gleicher Größe und gleicher Form hergestellt. Die zahlreichen Henkel würden wohl die Befestigung der Gefäße erleichtern, aber sie finden sich ja nur auf einzelnen, oft sehr kleinen Gefäßen, die als Schöpfgefäße kaum verwendbar gewesen wären. Von den im Franzens-Museum befindlichen Bechern zeigt kein einziger die früher erwähnten Schlammkrusten; bei einzelnen sieht man wohl einen tief eingefressenen Schmutzstreifen, dem jedoch kein Gegenstück entspricht, so dass dieser Schmutzstreifen zwar gewiss unter Mitwirkung von Wasser, jedoch nicht durch das Schöpfen von schlammigem Wasser entstanden ist.

Man wird also nicht fehl gehen, wenn man die Loschitzer Becher als verdorbene Trinkgefäße betrachtet, wie dies schon Trapp gethan hat. Einen directen Beweis dafür, dass es sich hier thatsächlich um Trinkgefäße handelt, erblickt Dr. Wankel (loc. cit. p. 47) in der Auf-
findung einer Ofenkachel in Loschitz, zusammen mit den in Rede stehenden Bechern. Auf dieser Ofenkachel ist eine Frauenfigur in der Tracht des 12. bis 13. Jahrhunderts¹ dargestellt, und diese Figur hält einen Becher in der Hand, der seiner Gestalt nach mit den aufgefundenen Bechern übereinstimmt. Dieses für die Geschichte der mährischen Keramik gewiss sehr wichtige Stück scheint leider auf irgend eine Art verloren gegangen zu sein. Es heißt zwar im „Časopis“ des Olmützer Museumsvereins, 1885, p. 185, die fragliche Ofenkachel wäre mit der Sammlung des Dr. H. Wankel in das k. k. Hofmuseum in Wien gekommen, meine Nachforschungen nach derselben blieben jedoch erfolglos.

Über das Alter der Loschitzer Becher finden sich in der Literatur die verschiedensten Angaben. Im Brünner Gewerbemuseum war einer derselben noch vor kurzer Zeit als „prähistorisch“ bezeichnet. Virchow, dem die Becher bald nach ihrer Entdeckung zur Begutachtung eingesendet wurden, setzte dieselben (Verhandl. d. Berliner Gesellschaft f. Anthropologie etc., 1882, VI., p. 492) in den Beginn des Mittelalters; auch F. v. Hochstetter erklärte sie für frühmittelalterlich. Nach der oben erwähnten Ofenkachel würden sie, die keineswegs erwiesene Gleichaltrigkeit vorausgesetzt, in das 12. oder 13. Jahrhundert gehören. Custos Trapp setzte die Loschitzer Becher in das 14. bis 16. Jahrhundert (Mitth. d. k. k. Centralcommission etc., 1878, p. LXII) wahrscheinlich mit Rücksicht auf die etwas ähnlichen, sogenannten „Jacobakannetjes“, die aus dem 14. Jahrhundert stammen. Diese Jacoba-Kannen sind unglasiertes, im ganzen sehr roh gearbeitetes Steingut und gehören ohne Zweifel zu den ältesten Steinguterzeugnissen. Abgesehen von dem Henkel, erinnern sie in ihrer allgemeinen Gestalt wohl ziemlich lebhaft an die schlankeren Formen der Loschitzer Becher, die ebenfalls als Steingut zu bezeichnen sind und schon deshalb nicht der älteren Epoche des Mittelalters angehören können. Die Loschitzer Becher sind

¹ Bei Wankel heißt es wohl: „Aus dem 14. bis 15. Jahrhundert“, aber diese Angabe ist im „Časopis“ des Olmützer Museumsvereins, 1885, p. 185 (Fußnote), von der Redaction als Druckfehler bezeichnet worden.

auch viel vollkommener gearbeitet als die Jacoba-Kanuen und überdies glasiert, wenn auch die Glasur an den in unseren Sammlungen befindlichen Gefäßen noch recht unvollkommen ist, indem die Masse beim Brennen die oben erwähnten hässlichen Blasen bekam. Es scheint nach alledem, dass wir in den Loschitzer Bechern die ältesten Proben einheimischer Steinzeugindustrie vor uns haben, die möglicherweise von einem Töpfer eingeführt wurde, der Gelegenheit gehabt hatte, die Wiege der deutschen Steinzeugfabrikation am unteren Rhein zu besuchen und in der Gegend von Loschitz ein für diese Fabrikation geeignetes Materiale gefunden zu haben glaubte. Thatsächlich scheint sich der betreffende Thon als nicht sonderlich brauchbar erwiesen zu haben, denn die Steingutfabrikation hat in Mähren erst wieder in viel späterer Zeit eine Bedeutung gewonnen.

III. Alte pharmaceutische Gefäße.

Einige Thongefäße, die vorläufig noch in der prähistorischen Sammlung untergebracht sind, fallen sofort durch ihre eigenthümlichen Formen auf. Das größte derselben ist im allgemeinen flaschenartig (vgl. Fig. 12*b*), in einen ziemlich langen, dünnen Hals sich verschmälernd, an dessen etwas umgeschlagener Mündung noch ein engerer, kurzer, cylindrischer Theil angefügt ist. Oberhalb der größten Ausbauchung befindet sich ein kurzer, aufwärts gerichteter Tubulus. Der Boden ist flach und mit einem krummlinig begrenzten, dreieckigen Ausschnitt versehen. Das Materiale ist ein rother, sandiger Thon. Das Gefäß ist auf der Drehscheibe gearbeitet und klingend hart gebrannt; seine Höhe beträgt 49 *cm*.

Ein zweites, kleineres Gefäß (Fig. 12*a*) ist im allgemeinen ähnlich gestaltet, doch weicht die Mündung etwas ab und es fehlt sowohl die seitliche Tubulatur, als auch der dreieckige Ausschnitt des Bodens. Auch das Materiale ist ein abweichendes, nämlich dunkelgrauer, stark graphitischer Thon. Die Oberfläche ist mit seichten, beim Formen auf der Drehscheibe entstandenen Furchen versehen. Die Höhe dieses Gefäßes beträgt bloß 30 *cm*.

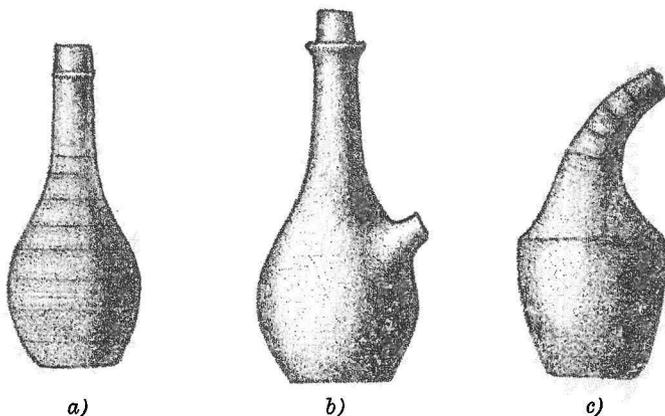
Auch das dritte, in Fig. 12*c* dargestellte Gefäß ist im allgemeinen flaschenähnlich gestaltet. Der von dem unteren, bauchigen Theile ziemlich scharf abgesetzte Hals ist jedoch, zum Unterschiede von den beiden

früher beschriebenen Gefäßen, zur Seite gebogen. Das Materiale stimmt ziemlich genau mit dem des vorhergehenden Gefäßes überein; die Höhe erreicht 39·5 *cm*.

Es unterliegt keinem Zweifel, dass wir hier pharmaceutische Geräte vor uns haben; besonders der dreieckige, offenbar für einen Tiegel bestimmte Ausschnitt auf dem Boden des in Fig. 12*b* dargestellten Gefäßes macht es sehr wahrscheinlich, dass diese Gefäße zur Destillation und Sublimation verschiedener Substanzen bestimmt waren. Verwendet wurden sie nicht, denn sie zeigen nicht die geringsten Gebrauchsspuren.

Gefunden wurden diese Gefäße gelegentlich des Neubaus des Sparcassagebäudes in Brünn, Johannesgasse 6/8, und zwar angeblich

Fig. 12.



zusammen mit den früher beschriebenen Methbechern. An dieses Gebäude stößt die Apotheke „zum rothen Krebsen“ unmittelbar an und es ist wahrscheinlich, dass die Keller- und Vorrathsräume dieser Apotheke einstmal bis unter das jetzige Sparcassagebäude sich erstreckten. Die Apotheke bestand bereits in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts; aus dieser Zeit lässt sie sich nämlich urkundlich nachweisen, ist aber wahrscheinlich noch älter. Wenn die beschriebenen Gefäße thatsächlich mit den als spätmittelalterlich erkannten Methbechern in einer und derselben Erdschichte lagen, so müssten auch sie selbstverständlich als dem späten Mittelalter angehörig bezeichnet werden. Aus den wenigen alchemystisch-medicinischen Schriften, die mir zur Verfügung stehen, konnte ich entnehmen, dass die für Destillationen und Sublimationen

bestimmten Gefäße schon in einer verhältnismäßig frühen Zeit aus Glas gemacht wurden. Daneben kamen allerdings auch thönerne Gefäße, jedoch anscheinend in mehr untergeordneter Weise, in Verwendung. So nennt z. B. der berühmte Libavius (in einer lateinischen Ausgabe, Frankfurt 1604) als Material der retortae und receptacula zunächst „vitrum“, und erst an zweiter Stelle „argillosa terra igne excocta“. Die von ihm zur Abbildung gebrachten Receptacula sind die einzigen Gefäße, die mit den unseren verglichen werden können; eine vollständige Übereinstimmung herrscht allerdings nicht, auch nicht in dem Material, welches als „vitrum quod conflatur in Hassia“ bezeichnet wird. Wenn schon am Ende des 16. Jahrhunderts die pharmaceutischen Apparate vorwiegend aus Glas gemacht waren, so können die hier beschriebenen Thongefäße immerhin einer noch älteren Periode angehören. Die im Germanischen Museum zu Nürnberg aufbewahrten Exemplare von pharmaceutischen Gefäßen sind nach einer freundlichen Mittheilung der Direction des genannten Museums theils in das 17., theils in das 18. Jahrhundert zu setzen. In Form und Material stimmen sie mit unseren mährischen Gefäßen ziemlich genau überein. Auf einem Gemälde von Teniers d. J. ist eine Thonflasche, die in ihrer Gestalt unseren Gefäßen *a* und *b* entspricht, in Verbindung mit gläsernen Vorlagen dargestellt; thönerne Destilliergefäße wurden also gewiss bis in die letzten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung hinein, aber auch schon, und wahrscheinlich in nicht wesentlich verschiedenen Formen, im Mittelalter verwendet. Eine ganz präzise Altersbestimmung derartiger Gefäße wird daher nur in seltenen Fällen möglich sein.

IV. Moderne Nachbildungen vorgeschichtlicher Alterthümer.

Unter den zahlreichen prähistorischen Objecten, die aus der Umgebung von Kromau, namentlich von dem als „Misskogel“ bekannten Berge stammen und ab und zu von den Landleuten der dortigen Gegend zum Kaufe angeboten werden, fallen dem Fachmanne gewisse Gefäße und Steinwerkzeuge sowohl durch ihren Gesammthabitus als auch durch einzelne Details auf. Schon vor längeren Jahren hat der verstorbene Custos M. Trapp mehrere Steinhämmer erworben, die vom Misskogel stammen sollten und heute noch in der prähistorischen Sammlung unseres Museums liegen. Sie waren bis noch vor kurzer Zeit mit

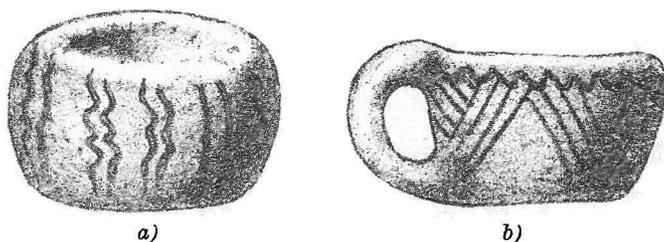
Lederriemen auf derben Holzstielen befestigt, ein Umstand, der dafür zu sprechen scheint, dass sie bona fide als prähistorische Objecte gekauft worden waren. Mir fielen die ungewöhnlich scharfen Kanten, sowie die eigenthümliche graue Farbe des Gesteins dieser Hämmer auf. Ich untersuchte deshalb das Materiale etwas genauer und fand, dass die großen, scharfkantigen Steinhämmer vom Misskogel sammt und sonders aus einem sehr mürben, feinkörnigen Quarzsandstein bestehen. Bei einigermaßen längerem Gebrauche müssten sich die jetzt noch so scharfen Kanten dieser Steinhämmer bedeutend abgeschliffen haben, wenn das wenig feste Gestein überhaupt geeignet ist, in der Art echter Steinhämmer verwendet zu werden. Meiner Ansicht nach muss ein solcher Sandsteinhammer schon nach wenigen Schlägen an den Kanten abbröckeln oder ganz zerbersten. Die graue Farbe der Steinhämmer rührt von einem oberflächlichen Anstrich her, der offenbar das alterthümliche Aussehen erhöhen sollte. Nach diesem Ergebnis war es nicht mehr zweifelhaft, dass wir es hier mit modernen, ziemlich ungeschickten Falsificaten zu thun haben. Nun erschien auch eine Reihe von primitiven, mitunter ganz absonderlich geformten Thongefäßen und Spinnwirteln sofort in der richtigen Beleuchtung; auch diese angeblich aus den prähistorischen Culturschichten des Misskogels stammenden Artefacte sind ohne Zweifel ganz moderne und zumeist sehr plumpe Imitationen, deren Verfertiger sich nicht immer an wirklich alte Vorbilder hielt, sondern seiner Phantasie die Zügel schießen ließ, so dass mitunter Missformen entstanden, die selbst in der ältesten prähistorischen Keramik nicht ihresgleichen finden.

Die sogenannten Spinnwirtel sind bei ihrer einfachen Form und meist auch sehr bescheidenen Decoration natürlich sehr leicht nachzuahmen und können bei einiger Geschicklichkeit in täuschender Weise imitiert werden. Sie sind aber anderseits so häufig, dass ihr archäologischer Wert nur ein geringer und folglich die sorgfältige Nachahmung nicht lohnend ist. Dies gilt auch von den pyramidalen oder kegelförmigen, abgestutzten und der Länge nach durchbohrten Thonartefacten, die man oft als „Webstuhlgewichte“ bezeichnet. Sowohl Spinnwirtel, als auch diese Webstuhlgewichte sind unter den Falsificaten unserer prähistorischen Sammlung ziemlich reichlich vertreten. Die charakteristischen Merkmale derselben sind: ein durch und durch rothgebrannter

Thon, eine braune oder graue, jedoch augenscheinlich nur durch Überstreichen nach dem Brennen entstandene Oberfläche, die dem auffallend rothen, ziegelähnlichen Materiale die Patina des Alters verleihen soll, und endlich eine gewisse Plumpheit der Form und der ganzen Ausführung. Einzelne dieser Objecte sind glatt, andere mit roh eingeritzten, immer unschönen Strichornamenten versehen.

Was von den Spinnwirteln gesagt wurde, gilt auch für die Gefäße. Auch sie bestehen aus rothgebranntem Lehm, dessen Farbe und sonstige Beschaffenheit lebhaft an unsere Mauerziegel erinnern. Der „Künstler“, der sich mit der Herstellung dieser Gegenstände befasste, mag in einem Ziegelschlag nicht nur seine Kunst gelernt, sondern auch das Materiale für seine Arbeiten gefunden haben. Zum Unterschiede von den kleineren Gefäßen der prähistorischen Zeit, selbst der neolithischen Epoche, be-

Fig. 13.



sitzen die Falsificate von Kromau—Misskogel bei geringer Größe ganz ungewöhnlich dicke Wände, was ihnen auch ein äußerst plumpe Aussehen verleiht. Einzelne Stücke, die offenbar die zierlichen, bombenförmigen Gefäße der Urzeit nachahmen sollen, sind thatsächlich nur einfache „Lehmpatzen“, in welche oben mit dem Daumen eine verhältnismäßig unbedeutende Höhlung eingedrückt wurde. Ein derartiges Gefäß ist höchstens als — Briefbeschwerer verwendbar! Bei dem in der vorstehenden Figur (13 a) dargestellten Exemplar beträgt die Höhe etwa 7 cm, der größte Durchmesser 10·5 cm, der innere Durchmesser der Mündung bloß 5·5 cm. Trotz seiner geringen Größe ist das Gefäß doch außerordentlich schwer und hat einen nur sehr unbedeutenden Fassungsraum. Die Decoration ist auffallend roh ausgeführt. Das in Fig. 13 b) abgebildete Gefäß sieht wohl etwas zierlicher aus, ist aber doch auch höchst ungeschickt gearbeitet. Das Materiale ist auch hier

wieder rothgebrannter, sandiger Thon, dessen Oberfläche mit dunklem Schlamm überstrichen wurde. In der Größe stimmt es ziemlich genau mit dem vorher beschriebenen überein (7·5 *cm* Höhe bei 10·5 *cm* Durchmesser). Besonders auffällig ist der plumpe, vom oberen Rande bis zur Bodenfläche reichende Henkel, sowie in der Decoration die höchst ungeschickte Verknüpfung der Wellenlinie mit dem geradlinigen Strichornamente. Die Ungeschicklichkeit des Verfertigers und der gänzliche Mangel an künstlerischem Sinn zeigen sich auch noch schlagend bei einem dritten Gefäße, welches die Form einer ganz flachen, dickwandigen Schale, etwa eines sehr schlecht gearbeiteten thönernen Blumentopfuntersatzes, besitzt und mit zwei in diesem Falle ganz zweck- und sinnlosen, in plumper Weise angeklebten, ohrförmigen Henkeln versehen ist.

Die übrigen Gefäße — es sind ihrer im ganzen ein Dutzend — zeigen im allgemeinen dieselben Charaktere wie die hier besprochenen Typen, die nur deshalb einer näheren Beschreibung gewürdigt wurden, um unerfahrene oder leichtgläubige Sammler vor dem Ankaufe derartiger Objecte zu warnen. Es scheint, dass neben diesen rohen und leicht kenntlichen Nachahmungen auch besser gemachte Objecte existieren. Es hat nämlich schon Prof. Dr. J. N. Woldrzych bei Besprechung von Kromauer Alterthümern (in den Mittheil. der anthropol. Ges., Wien 1890, XX. Bd., p. 121 ff.) Gelegenheit gehabt, auf die Fabrikation von Falsificaten in der Gegend von Kromau hinzuweisen. Er erwähnt Knochenartefacte und Thongefäße, die seit dem Jahre 1890 in Zabrdowitz bei Kromau gefertigt werden und eine „bedeutende Geschicklichkeit“ des Verfertigers verrathen. Unter den prähistorischen Thongefäßen der Sammlung des „Landesmuseums“ schienen dem genannten Forscher bloß einige flache Teller verdächtig. Dies dürften die oben erwähnten und mit Blumentopfuntersätzen verglichenen Schalen sein, denn sonstige tellerartige und obendrein noch „verdächtige“ Thongefäße besitzt unsere Sammlung nicht. Es ist auch kein Stück da, welches eine „bedeutende Geschicklichkeit“ des Erzeugers erkennen ließe, denn meiner Ansicht nach sind sämtliche Thonfalsificate unserer Sammlung von einem Individuum hergestellt worden, welches mit der keramischen Technik ganz und gar nicht vertraut war und nicht einmal über den auch zu Fälschungen unentbehrlichen Formensinn verfügte.